

JOËL TAN
Das Vermächtnis des Ratsherrn

Joël Tan

Das Vermächtnis des Ratsherrn

Historischer Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe Dezember 2013 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von Bridgeman Art Library und
Richard Jenkins Photography
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
LH · Herstellung: sam
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38198-2

www.blanvalet.de

Für Amber

Kinder sind das lieblichste Pfand in der Ehe,
sie binden und erhalten das Band der Liebe.

MARTIN LUTHER

DRAMATIS PERSONAE

*Es folgt eine Aufstellung der wichtigsten Figuren, wobei die historisch verbürgten Personen mit einem * gekennzeichnet sind.*

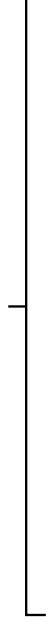
Adolf V.*	Schauenburger Graf von Segeberg
Adolf VI.*	Schauenburger Graf von Pinneberg
Agnes	Magd im Hause von Sandstedt
Albert von Holdenstede*	Truchsess auf Burg Kiel, Ehemann Ragnhilds, Vater von Runa, Godeke, Johannes und Margareta
Albrecht von Schauenburg*	Dompropst von Hamburg von 1284 bis 1299, Bruder von Adolf V. und Johann II.
Alusch	Großtante von Ritter Eccard
Anna*	Dienerin von Johann Schinkel, Mutter von Beke und Tybbe
Ava von Holdenstede*	Witwe Thiderichs, Ehefrau von Christian Godonis, Mutter von Ehler
Beke	Tochter der Diener Werner und Anna
Christian Godonis*	Ratsherr, Ehemann von Ava von Holdenstede, Freund von Godeke
Christin	Magd auf der Burg Kiel
Dagmarus Nannonis*	Ratsherr

Eccard Ribe*	Ehemann von Margareta von Holdenstede, Gefolgsmann von Graf Gerhard II.
Ehler Schifkneht	Sohn von Thiderich Schifkneht und Ava Godonis, Domherr, Nikolait
Everard	Geistlicher, Ziehvater von Walther von Sandstedt, Beichtvater Graf Gerhards II.
Freyja von Sandstedt	Tochter von Walther und Runa, Schwester von Thymmo und Thido
Giselbert von Brunkhorst*	Erzbischof von Hamburg-Bremen von 1273 bis 1306
Godeke von Holdenstede	Ratsherr, Ehemann von Oda, Sohn von Ragnhild und Albert von Holdenstede
Gerhard II.*	Schauenburger Graf von Plön
Hannah	Magd im Hause Godonis
Hartwic von Erteneborg*	Ratsherr, Bürgermeister von 1293 bis 1305
Heinrich I.*	Schauenburger Graf von Rendsburg
Heinrich Bars*	Kantor am Hamburger Dom von 1289 bis 1305
Heseke vom Berge*	Ehefrau von Johannes vom Berge, Lehrmutter im Kloster Buxtehude
Jons	Page von Eccard Ribe
Johann II.*	Schauenburger Graf von Kiel, Ehemann von Margarete von Dänemark
Johann Schinkel*	Domherr, Hamburger Ratsnotar von 1269 bis 1299, Vater von Thymmo

Johannes vom Berge*	Ratsherr, Ehemann Hesekes
Johannes von Hamme*	Scholastikus von Hamburg von 1277 bis 1307
Johannes von Holdenstede	Sohn von Ragnhild und Albert von Holdenstede
Johannes I.*	Graf von Stotel
Kethe Mugghele	Begine, Freundin von Runa
Kuno	Dieb, Verbündeter von Everard
Ludolph Scarpenbergh*	Raubritter, Bruder von Marquardus Scarpenbergh
Margareta von Holdenstede	Ehefrau von Eccard Ribe, Tochter von Albert von Holdenstede
Margarete von Dänemark*	Ehefrau von Graf Johann II., Gräfin von Kiel
Marquardus Scarpenbergh*	Raubritter, Gefolgsmann von Graf Gerhard II.
Oda von Holdenstede*	Ehefrau Godekes
Othmar Nannonis	Sohn von Dagmarus, Nikolait
Ragnhild von Holdenstede	Ehefrau Alberts, Mutter von Runa, Godeke und Johannes
Runa von Holdenstede	Ehefrau Walthers, Mutter von Freyja, Thymmo und Thido, Tochter Ragnhilds und Alberts
Thymmo von Sandstedt	Sohn von Runa von Sandstedt und Johann Schinkel, Bruder von Freyja und Thido, Marianer
Walther von Sandstedt	Ehemann Runas, Vater von Freyja und Thido, Spielmann von Graf Johann II.
Werner*	Diener von Johann Schinkel, Ehemann von Anna, Vater von Beke und Tybbe

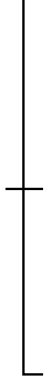
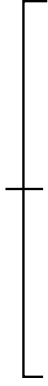
STAMMBAUM DER SCHAUBENBURGER GRAFEN

Adolf IV.
†1261



Johann I. von Kiel
*1229 †1263

Gerhard I. von Itzehoe
*1232 †1290



Adolf V.
von Segeberg
*1252 †1308

Albrecht
Dompropst
von Hamburg
†1300

Johann II.
der Einäugige,
von Kiel
*1253 †1321

Gerhard II.
der Blinde,
von Plön
*1254 †1312

Adolf VI.
von Pinneberg
*1256 †1315

Heinrich I.
von Rendsburg
*1258 †1304



TEIL I

Hamburg und Kiel
Herbst, im Jahre des Herrn 1291

PROLOG

Zwei Jahre zuvor

Die Männer schwiegen, als sie sich vor dem Mariendom versammelten. Freundlich nickten sie einander zu, doch ihre Lippen blieben versiegelt. Ihr Schweigen hatte etwas Andächtiges, aber die Antwort darauf, ob sie es aus Ehrfurcht vor der vor ihnen liegenden Aufgabe taten oder aus purer Anspannung, konnte nur ein jeder für sich beantworten.

Schaulustige waren aus allen Teilen der Stadt herbeigeeilt und standen in gebührendem Abstand um das Westportal des Doms herum, nur um einen kurzen Blick auf die Männer zu werfen, die gleich darin verschwinden würden.

Der heutige Tag war ein wichtiger für die Stadt Hamburg, und zu diesem Zweck waren sie alle zusammengekommen: hohe Bürger der Kirchspiele St. Nikolai und St. Petri, alle dreißig Ratsherren mit ihrem Ratsnotar Johann Schinkel und Willekin Aios, einem der beiden Bürgermeister Hamburgs. Auch alle dreizehn Domherren, unter ihnen der Propst, der Dekan sowie der Scholastikus, waren hier. Und natürlich der Erzbischof von Hamburg-Bremen, Giselbert von Brunkhorst, der schlussendlich darüber entscheiden würde, ob die nun bereits achtjährigen Streitigkeiten zwischen den beiden Lagern heute ein Ende fanden.

Nachdem sich der vorletzte der erwarteten Männer vor dem Dom eingefunden hatte, wurde das Portal von zwei Chorschülern geöffnet. Gemeinsam betraten die hohen Herren das Langhaus,

wo ihre Schritte laut von den Wänden des mächtigen Sakralbaus widerhallten. Das Mittelschiff des Doms war über und über mit hölzernen Baugerüsten vollgestellt. Bereits seit drei Jahren wurde daran gearbeitet, die dreischiffige Emporenbasilika in eine Hallenkirche umzubauen. Dazu mussten die niedrigen Abgrenzungen der Seitenschiffe entfernt und die Fenster dahinter vergrößert werden, um so das Licht ungestört hineinzulassen. Heute jedoch schenkte keiner der Herren den gewaltigen Bauarbeiten Beachtung. Festen Schrittes hielten sie auf das Querhaus zu, wo es zwei Geschosse gab. Den Chorraum in nicht ganz zwei Mannslängen Höhe und die nur mäßig abgesenkte Krypta darunter – das Ziel der Edlen Hamburgs.

Die Männer schritten durch die oben spitz zulaufenden Steinbögen und betraten die sechsjochige Kryptaanlage. Hier stellten sie sich um die Säulen auf. Alle warteten, noch immer schweigend, darauf, dass das langerwartete Ereignis endlich begann, indem der Erzbischof ein Gebet sprach, auf dass sie Gottes Segen für die Versammlung danach bekamen.

Als Letzter trat Giselbert von Brunkhorst in die Krypta. Es war nicht zu übersehen, dass er übermäßig festlich gekleidet war, was die Wichtigkeit dieses Tages noch deutlicher machte. Sein eben noch gehetzter Gang wurde deutlich andächtiger, als er die wenigen Stufen hinabstieg. Das unruhige Flattern seines bodenlangen liturgischen Gewandes ließ nach. Während er durch die Männer schritt, griff er sich ans Haupt und rückte seine Mitra zurecht, bis dessen Vorder- und Hinterschild richtig saßen und auch die zwei Bänder, Vittae genannt, gleichmäßig auf seinen Schultern lagen. Danach strich er sich noch über sein Pallium. Das breite wollene Band mit seinen schwarzen Seidenkreuzen darauf lag ringförmig um seine Schultern. Vor der Brust hing das lange Ende des bedeutungsschweren Stoffs bis fast zum Boden. Es war des Bischofs ganzer Stolz, denn es war ihm von Papst Gregor X. selbst in Lyon bei seiner Weihe verliehen worden. Eigentlich trug man es bloß

zu hohen christlichen Festen, doch der heutige Tag schien Giselbert wichtig genug. Nun hatte er die Ostwand der Krypta erreicht. Hier, vor den drei rechteckigen Fenstern, die nur spärliches Licht hineinließen, blieb er stehen und wandte sich den Männern zu. Endlich wurde das erste Wort gesprochen.

»Ihr Edlen Hamburgs!«, begann der Erzbischof und breitete seine Arme aus, auf dass sein Messgewand gleich doppelt so breit wurde. »Heute ist ein entscheidender Tag. Die Bürger der Neu- und Altstadt, die seit einigen Jahren durch Uneinigkeit gespalten sind, sollen sich endlich in Frieden die Hände reichen. Drum lasset uns gemeinsam beten und hier, in Gegenwart der Gebeine der Männer, die sich Hamburgs einst ebenso verdient gemacht haben, um den Beistand unseres Herrn bitten.« Dann hob er die Arme noch höher und drehte die Handflächen zu seinen Zuhörern. »Oremus«, forderte der Kirchenmann die Anwesenden nun zum Beten auf.

Alle falteten ihre Hände und senkten die Häupter.

»Misereatur vestri omnipotens Deus, et dimissis peccatis vestris, perducatur vos ad vitam aeternam. Indulgentiam, absolutionem et remissionem peccatorum nostrorum tribuat nobis omnipotens et misericors Dominus...«

Die Worte des Erzbischofs klangen so eindringlich, dass ein jeder zu spüren meinte, wie schwer er an der heutigen Last zu tragen hatte. Niemand beneidete den Geistlichen darum, zwischen den zerstrittenen Lagern schlichten zu müssen. Wohl auch aus diesem Grunde öffnete keiner der Männer die Augen. Jeder strebte Frieden an, und jeder wollte Gott mit aller Inbrunst um Beistand bitten.

Erst als die Stimme des Erzbischofs nach dem segenspendenden Gebet und einem anschließenden Paternoster verklungen war, begaben sich die Männer wieder hinauf in das Mittelschiff des Doms, um dann den Chorbereich zu betreten. Hier, auf dem verzierten hölzernen Gestühl der Kanoniker, gab es normalerweise eine klare

hierarchische Sitzordnung, was schon der treppenartige Aufbau andeutete. Im Osten, auf dem höchsten Platz, hatte eigentlich der Propst als ranghöchster Domherr seinen Sitz. Heute jedoch gehörte dieser Stuhl dem Erzbischof. Ihm gegenüber saß der Domdekan im *stallum in choro*, der sich diesen Platz an diesem Tage mit dem Domdekan teilte. Das übrige sich gegenüberstehende Chorgestühl wurde sonst den Kapitelmitgliedern entsprechend ihrer Würden zugeteilt, was heute allerdings wenig ratsam gewesen wäre. So ließ man die Männer der zerstrittenen Parteien gegenüber Platz nehmen – die Ratsherren und Bürger des Kirchspiels St. Nikolai auf der einen und die Domherren und Bürger des Kirchspiels St. Petri auf der anderen Seite.

Giselbert von Brunkhorst ließ seinen Blick über die Männer schweifen. Jetzt war es soweit – es gab kein Zurück mehr, und er wusste, dass nicht alle mit seiner Entscheidung einverstanden sein würden. »Ihr guten Männer, Bürger, Domherren und Ratsherren, lasst nun, da wir Gottes Segen haben, die Versammlung beginnen. Ich möchte anfangen, indem ich die Umstände noch einmal von beiden Parteien erläutern lasse.« Der Erzbischof räusperte sich und erteilte dann Dagmarus Nannonis als Sprecher der Nikolaiten das Wort. »Bitte, Ratsherr. Sagt uns noch einmal, wie sich die Sache aus Sicht der Nikolai-Bewohner darstellt.«

»Das werde ich, habt Dank, Erzbischof.« Nannonis wandte seinen Blick nach vorn zur gegnerischen Seite und begann laut und deutlich zu sprechen: »Vor acht Lenzen, im Jahre des Herrn 1281, wurde der Wunsch von Seiten der Bewohner des Kirchspiels St. Nikolai nach einer eigenen Schule laut. Die Bürger der Neustadt beanstandeten, dass das Marianum in der Altstadt seit einigen Jahren dem Verfall preisgegeben werde und unter den Missständen leide, hervorgerufen unter anderem durch schlechte Simonie. Außerdem war die Neustadt zu diesem Zeitpunkt bereits stark angewachsen, sodass eine eigene Schule durchaus gerechtfertigt gewesen wäre. Wir, die Bewohner des Nikolai-Kirchspiels, wendeten

uns also an den ehrenwerten Erzbischof, um eine Concession zur Eröffnung einer Schule in unserem Kirchspiel zu erlangen. Nachdem Ihr, Erzbischof Giselbert, uns Euer Wohlwollen mitteiltet, ließen wir eine Deputation der Nikolai-Bewohner durch den hier anwesenden Johannes von Lüneburg zum Papst aussenden. Papst Martin IV. erlaubte uns, eine Schule der Grammatik zu eröffnen, was er in seiner Bulle vom siebten Juli 1281 niederschrieb. Laut dieser Bulle sind wir außerdem dazu berechtigt, eigene Lehrer einzusetzen.« Nach einer bedeutungsschweren Pause erhob sich Dagmarus Nannonis von seinem Platz und gab seiner Stimme etwas Drohendes. »Diese Bestimmungen sind eindeutig – sie wurden uns vom Heiligen Vater, dem Vertreter Gottes auf Erden, selbst erteilt! Und dennoch trotz der Scholastikus des Marianums uns wieder und wieder auf das Dreisteste. Es wird Zeit, dass diese Schmach ein Ende hat. Die Bürger des Kirchspiels St. Nikolai und ebenso wir, die Herren des Rates der Stadt, denen diese Schule unterstellt ist, fordern endlich Gerechtigkeit!«

Giselbert von Brunkhorst nickte Dagmarus Nannonis zu und sagte, »Habt Dank, Ratsherr. Ich bitte Euch, setzt Euch wieder.« Dann legte er den Blick auf den Scholastikus Johannes von Hamme, dessen Ausdruck wie immer etwas Selbstsicheres ausstrahlte. Es war nicht zu übersehen, dass ihn die wütende Ausführung des Ratsherrn nicht im Geringsten verunsichert hatte. »Magister Scholarum, wollt Ihr uns nun die Ansichten der Kapitelmitglieder und natürlich die des Marianums erläutern?«

Johannes von Hamme blickte auf die gegenüberliegende Seite des Chores; er schaute den Männern eine quälende Zeit lang in die Gesichter. Dann sprach er, ohne sich zu erheben: »Das Recht bedarf nicht vieler Worte! Drum halte ich mich kurz. Die Oberaufsicht der einzigen Schule Hamburgs liegt nun schon seit Jahrhunderten in der Hand des Scholastikus', der die Rektoren schon immer in Absprache mit dem Domkapitel ernannte und sie auch entlohnte. Seit nunmehr zwölf Jahren ist dieses Amt in meiner

Hand. Eure Schule mögt Ihr Leute ja vielleicht durch die päpstliche Bulle bekommen haben, doch die Befehligung aller Schulen der Stadt gebührt nach wie vor mir, dem Magister Scholarum, allein! Ich werde auf mein gottgegebenes Amt nicht verzichten – es sei denn, es ist des Erzbischofs ausdrücklicher Wunsch.« Der Scholastikus hatte seine Forderung erläutert, ohne auch nur einen neuen Grund für sein vermeintliches Recht genannt zu haben. Seine einzige Begründung bestand darin, dass alles so zu bleiben hatte, wie es immer schon gewesen war. Stoisch beharrte er seit acht Jahren darauf, was die Nikolai-Bewohner und Ratsherren zur schieren Verzweiflung brachte.

Der Erzbischof hatte alles regungslos mit angehört. Doch die eben noch einmal aufgeführte Erklärung des Scholastikus war nicht entscheidend gewesen für seinen Entschluss, den er gleich zu verkünden gedachte. Schon auf seiner Reise von seinem Sitz auf der Burg Hagen, wo er die letzten Wochen verbracht hatte, bis nach Hamburg, war ihm die Lösung klar geworden. Und schon jetzt wusste er, dass seine Entscheidung für viele kaum nachzuvollziehen sein würde. Dennoch, er blieb dabei, und er hatte gute Gründe. Selbst wenn er das Oberhaupt des Bistums Bremen war, welches auch die Gewalt über das Domkapitel Hamburg beinhaltete, und er niemandem außer Papst und Kaiser Rechenschaft schuldig war, wusste Giselbert gleichwohl, dass einige Männer Macht über ihn besaßen. Macht durch Geld, oder Macht, dargestellt durch das bloße Erheben eines Fingers. So war der Scholastikus ebenso stimmberechtigt bei der Wahl des Erzbischofs wie der Propst und der Dekan. Jene Männer sollte er sich besser nicht zum Feind machen – jedenfalls dann nicht, wenn er nach sich seinen Brudersohn Florenz von Brunkhorst auf dem Bischofsstuhl und seinen Brudersohn Ludwig von Brunkhorst auf dem Stuhl des Propstes sehen wollte. Der Geistliche gab sich einen Ruck und atmete noch einmal tief ein und aus. Dann ließ er seinen Beschluss verlauten.

»Acht Jahre sind nun vergangen, werte Herren. Acht Jahre voller Uneinigkeit. Ich empfinde es als meine Christenpflicht, Euch von dieser Marter zu erlösen. Meine Entscheidung habe ich mir nicht leichtgemacht, dennoch ist sie wohlüberlegt. Obwohl ich im Jahre des Herrn 1281 selbst einer Concession zum Erlangen einer neuen Schule im Kirchspiel St. Nikolai, mit allen Rechten ausgestattet, zugestimmt habe, entscheide ich heute, Johannes von Hamme auch die Aufsicht über die Schule der Neustadt zu übertragen. Er soll nach freiem Belieben die geeigneten Magister zum Unterrichten der Jungen einstellen und diese auch besolden. Sollte das jährlich zu zahlende Schulgeld der Nikolaiten nicht ausreichen, um die Magister zu entlohnen, wird der Rat der Stadt die nötigen Summen zur Verfügung stellen. Was die Schüler betrifft, so verfüge ich heute, dass die Nikolaiten, wenn sie das Singen der Dur-Tonart beherrschen und demnach ausreichend gebildet sind, zur Marienschule zu wechseln haben, wo sie weiter unterrichtet werden sollen.«

Schon während der Erzbischof sprach, kannte die Empörung der Neustädter und Ratsherren keine Grenzen. Wütend sprangen sie von ihren Plätzen auf und brüllten die Männer der gegenüberliegenden Seite an. Das eben Vernommene war einfach unglaublich. Erst nach einigen Versuchen drang die Stimme des Erzbischofs wieder durch das Gebrüll hindurch.

»Mein Entschluss mag Euch Herren heute aufwühlen, doch in der Zukunft – dessen bin ich mir sicher – wird sich dieser Euch als weise zeigen. Bedenkt, ihr Brüder in Christo: So, wie der Heilige Vater allein auf seinem Stuhle und ich allein auf dem meinen sitze, so soll auch der Herr über unsere Schulen auf einem Stuhle allein sitzen. Denn wie wir im Johannesevangelium lesen können, sagt Jesus uns: *Der Sohn kann nichts von sich aus tun, sondern nur, was er den Vater tun sieht; denn was dieser tut, das tut gleicherweise auch der Sohn.* Ich bin Euer Vater, Ihr seid meine Söhne. So sei es.«

Die Worte Giselberts, welche eigentlich beruhigend auf die

übereilten Männer hatten wirken sollen, verfehlten großartig ihren Zweck. Trotz päpstlicher Bulle und ungeachtet dessen, dass der Erzbischof noch wenige Jahre zuvor auf der Seite der Nikolaiten gewesen war, hatte er heute anders entschieden und die Schule der Neustadt kurzerhand zu einer unwichtigen Lehranstalt gemacht, die bloß noch dazu gut sein würde, Schüler für das Marianum vorzubereiten. Und als wäre dieser Umstand nicht schon schmäählich genug, ward jetzt auch noch entschieden, dass Johannes von Hamme den Rat der Stadt beliebig auffordern konnte, Zahlungen an ihn zu leisten. Die Empörung der Nikolai-Bewohner und der Ratsherren erreichte ihren Höhepunkt, als die Versammlung von Giselbert von Brunkhorst mit einem letzten und sichtlich halbherzig ausgesprochenen Segen beendet wurde.

Es blieb nichts mehr zu sagen. Als Erstes erhoben sich die zufriedenen Geistlichen und die Bürger des Kirchspiels St. Petri und ließen ihre schimpfenden Gegner unbeachtet zurück. Kurz darauf verließen auch die wutentbrannten Männer auf der Gegenseite ihre Plätze und schritten vor den Augen des Erzbischofs, der noch immer auf dem Platz des Propstes weilte, die Treppe des Chors hinunter ins Mittelschiff.

Giselbert von Brunkhorst blieb bewusst noch sitzen, bis auch der letzte Mann den Dom durch das Portal verlassen hatte. Erst dann ging auch er die Stufen hinab. Langsam, nachdenklich, und froh darüber, dass diese Sitzung vorbei war. Nun konnte er sich wieder jenen weltlichen Dingen widmen, die ihm mehr am Herzen lagen, als das Ausführen des apostolischen Auftrags. Es war kein Geheimnis, dass er am liebsten kriegerische Edelleute im Zaum hielt, Streitigkeiten zwischen Bremen und Hamburg schlichtete oder die weltlichen Güter des Bistums zusammenhielt, etwas, das er auch als bischöflichen Dienst betrachtete, denn schließlich war der Verlust von Kirchenbesitz gleichzusetzen mit dem Verlust von Gottes Eigentum selbst. Die Abhaltung des Gottesdienstes, das Besuchen von christlichen Festen oder das Weißen von Kirchen, ge-

hörten wahrlich nicht zu seinen bevorzugten Aufgaben. Am liebsten hätte er all jene Dinge einem anderen Mann überlassen, so wie er die Verwaltung der Distrikte des Bistums auch seinen Archidiakonen überließ.

Seine Gedanken galten nicht mehr lang den Ratsherren, sondern schweiften ab zu seinem immer wiederkehrenden Problem mit den Kehdingern und den Grafen von Stotel, die ihre Besitzungen in seinem Bistum hatten, und dennoch von Zeit zu Zeit aufbegehrten. Gerade hatte er seine Hände auf seinem Rücken verschränkt, um in dieser Haltung durch den menschenleeren Dom zu schreiten und nachzudenken, als er ein reißendes Geräusch vernahm und zurückgezogen wurde. Noch bevor er hinsah, wusste er Bescheid. Er hatte sich sein festliches Messgewand an einem der groben Baugerüste zerrissen. Ärgerlich machte er den Stoff los. Der Riss war an einer gut sichtbaren Stelle. Selbst wenn der beste Schneider der Stadt sich daran versuchte, würde man das geflickte Stück immer an der Unregelmäßigkeit des aufwändigen Stoffmusters erkennen. Wirklich schade um dieses Gewand, schloss der Erzbischof und merkte nicht, dass sich ihm eine Person näherte.

»Ehrwürdiger Vater, bitte hört mich an.«

Giselbert drehte sich um. Seine Gedanken waren noch ganz bei seinem zerrissenen Gewand. Vor ihm stand eine alte Frau. Sie war klein und dünn. Wirklich überaus unscheinbar. Etwas verwundert fragte er: »Was willst du von mir, Mütterchen?«

Die Frau hielt einen verschlossenen Brief in der Hand und wies darauf.

»Was ist das?«

»Das ist ein Ablass, den ich zugunsten des Umbaus dieses heiligen Doms erworben habe.«

Wieder schaute Giselbert an seinem Mantel herunter und strich verärgert über den Riss. Seine Worte kamen, ohne dass er groß darüber nachdachte. »Das ist sehr großzügig von dir, Mütterchen. Gott betrachtet solcherlei Tun mit Wohlwollen. Nun muss ich aber

weiter ...« Er wollte sich an ihr vorbeischieben, doch die Alte war noch nicht fertig. Erneut stellte sie sich ihm in den Weg.

»Der Ablass ist verbunden mit einem Beichtbrief. Bitte ...«

Giselbert schaute auf die Fremde hinab, die nun keine Handbreit mehr von ihm entfernt stand. Erst jetzt fiel ihm auf, dass ihrer Aussprache etwas Fremdartiges anhaftete. Er kannte diese Art zu sprechen. Sie bereitete ihm Unbehagen. »Dann wurden dir deine Sünden doch schon von einem Geistlichen erlassen. Was willst du noch von mir? Ich bin ...«

»Ich weiß, wer Ihr seid, Erzbischof!«, sagte die Frau plötzlich mit einer unerwartet starken Stimme.

Erstaunt schwieg Giselbert und hörte zu.

»Die Sünde in meinem Herzen ist so groß, dass ich Euch, den höchsten Kirchenfürsten im Lande, zusätzlich aufsuchen wollte. Meine Zeit auf Erden ist bald zu Ende, und ich bin von weit hergereist, um meinen vollkommenen Ablass und meine Beichte bei Euch zu hinterlassen. Wenn ich sterbe, soll meine bescheidene Habe in den Besitz der Kirche übergehen. Es steht alles hier geschrieben.«

»Gut, gut!«, gab sich Giselbert nun geschlagen. »Gebt den Brief schon her.« Der Erzbischof rang sich ein Lächeln ab. Er wollte endlich wieder allein sein, und wenn es die alte Frau glücklich machte, dass er ihren Ablass zu all den anderen legte, die sich im Dom stapelten, dann bitte. Gerade wollte er sich wieder abwenden, als sie ihn am Arm festhielt.

»Was ist mit meiner Beichte? Bin ich jetzt frei von meinen Sünden? Ich muss es wissen, bevor ich diese Welt verlasse.«

Seiner Verwunderung zum Trotz, schlug der Kirchenmann ein großzügiges Kreuz vor der hartnäckigen Frau und sagte, »Dein Ablass ist Beichte genug. Hiermit bist du befreit von deinen Sünden und ebenso rein wie jede Jungfrau und jedes Kind.«

Erst jetzt schien die Alte zufrieden zu sein. Ihre Schultern entspannten sich. Sie atmete lange aus, faltete ihre Hände, schloss ihre

Augen und lächelte so breit, dass ihre eigentlich runzligen Lippen für kurze Zeit wieder glatt waren. »Habt Dank, Erzbischof!«, sagte sie erleichtert und strahlte ihn an, so, als wenn eine schwere Last von ihr genommen worden war. »Jetzt kann ich meinem Schöpfer gegenübertreten.«

Die Fremde war bereits dabei, den Dom zu verlassen, als der Erzbischof ihr hinterher rief. »Warte!«

»Ja?«

»Du sagtest, du bist von weit her. Von wo genau?«

»Wisst Ihr das nicht schon längst?«

Er zögerte. Ja, er wusste es. »Warte...!«, rief er ihr erneut zu, doch die Frau lief einfach davon.

Giselberts Verwunderung über ihr Verhalten und wohl auch die verräterische Auffälligkeit in ihrer Aussprache, ließ ihn den eben noch uninteressanten Beichtbrief öffnen. Seine Augen überflogen die ersten Zeilen, in denen es um die zahlreichen, aber zugegeben nichtigen, Sünden einer alten Frau ging. Üble Nachrede, Zorn, eine Lüge... Dann aber kam er zur letzten und scheinbar wichtigsten Sache. Der Schriftkundige, der das Papier verfasst hatte, schrieb nun größer als zuvor.

... vor vielen Jahren kannte ich diesen Mann aus dem Norden. Ich war jung, und obwohl alles gegen unsere Liebe sprach, sein Alter, sein Stand, seine Gesinnung, ja sogar seine Ehe mit der Tochter eines meiner ärgsten Feinde, zeugten wir ein Kind. Jenes Kind der Liebe durfte ich nicht behalten. Es wurde an einen mir fremden Ort gebracht, und ich weiß nicht, ob der Junge noch lebt. Der Mann meines Herzens musste mir entsagen – unserem Kind zuliebe, welches in Gefahr vor seinen Söhnen war. Ich habe ihn nie wieder gesehen, nur von ihm gehört, wie man eben von derlei Männern hört. Das ist meine schlimmste Sünde. Ich habe gebeichtet – Gott, vergib mir! Mein Tod ist nah, aber endlich bin ich frei. Lever tod as Sklav!

Was hier geschrieben stand, erschien ihm wirt. Es waren keine Namen genannt worden, und doch haftete dieser Beichte etwas so

Geheimnisvolles an, dass Giselbert weiterhin darüber nachdachte. Die Zeilen waren ihm noch vor Augen, obwohl er das Blatt schon hatte sinken lassen. Ein *Mann aus dem Norden*, stand dort geschrieben. Norden konnte überall sein, je nachdem, wo man sich befand. Ebenso undurchsichtig waren die Andeutungen über dessen Ehefrau.

Je länger der Erzbischof darüber nachdachte, desto weniger schlau wurde er aus dem Beichtbrief. Wahrscheinlich bedeutete das alles gar nichts. Das Mütterchen war einst jung gewesen und hatte Unzucht mit einem verheirateten Mann getrieben. Da war sie sicher nicht die Einzige. Sie hatte bloß ihr Gewissen erleichtern wollen, genauso stand es ja auch da: *Lever tod as Sklav!* waren die erklärenden Worte, die auch Giselberts Vermutung über ihre Herkunft bestätigten.

Alle Stedinger lebten nach dieser Gesinnung, und sie starben offenbar auch danach. Eher riskierten sie alles, als dass sie Sklaven waren – Sklaven des Fleisches oder der bloßen Gedanken. Doch warum war die Frau ausgerechnet zu ihm gekommen? Der Erzbischof wunderte sich zu Recht – schließlich verband ihn und die Stedinger eine jahrelange Feindschaft.

1

Die dreckige Holzschüssel wurde achtlos durch einen Spalt zwischen Tür und Rahmen geschubst und rutschte dem Geistlichen direkt vor die Füße. Schon der bloße Blick auf den betagten Kanten Brot genügte um festzustellen, dass seine Mahlzeit auch heute wieder die Beschaffenheit eines Steins besaß. Sein sonst so quälender Hunger war bei diesem Anblick wie fortgeblasen.

Es war zermürend, belastend, beängstigend. Wie lange würde das noch so weitergehen? Zehn Wochen waren nun schon vergangen, das wusste Everard, da er kleine Linien für jeden Tag in die Gemäuer geritzt hatte. Zehn Wochen im Woltboten-Haus ohne jede Veränderung! Täglich gab es eine Schüssel Brot und dazu nur Wasser. Was es nicht gab, waren Antworten.

Stumm und unbewegt zählte er bis zwölf, denn das war genau jene Zeit, die der Woltbote brauchte, um zum Brunnen und wieder zurück zu laufen. Die Zahl Zwölf erschien in seinen Gedanken, da öffnete sich die Tür. Ein kleiner Krug mit abgeplatzttem Rand wurde auf dem Boden abgestellt. Dann wurde die Tür wieder geschlossen.

Everard blickte nicht auf. Das stinkende Wasser interessierte ihn ebenso wenig wie das harte Brot – und dennoch würde er es später essen, nur um nicht zu verrecken. Was hätte er jetzt für einen Wein, etwas Käse, Fleisch oder Bier gegeben? Ziemlich viel!

Nach den ersten zwei Wochen war er schon bereit gewesen, das achte Gebot dafür zu brechen, heute liebäugelte er erschreckenderweise schon mit dem sechsten. Doch weder zur einen noch zur an-

deren Tat bekam er die Gelegenheit. Hier gab es nämlich weder etwas zum Stehlen, noch jemanden zum Töten, den er hinterher um sein Essen hätte erleichtern können.

Abermals fragte er sich, wie es nur so weit hatte kommen können? Vorbei waren die Zeiten, da er in dem behaglichen Kaufmannshaus seines Ziehsohnes Walther gewohnt hatte, vergangen jede Zeit der Anerkennung. Noch vor wenigen Wochen war er ein geachteter Mann in Hamburg gewesen – ein Hexenbezwinger, Held der Bürger und noch dazu ein angesehener Geistlicher. Damals sah es sogar so aus, als ob man ihm das Haus seines aus der Stadt geflohenen Ziehsohns Walther, als Dank für die Dienste an der Stadt, zusprechen würde. Doch diese Tage gehörten der Vergangenheit an. Heute war er weiter entfernt von einem eigenen Haus, als er es wohl jemals zuvor gewesen war. Everard schalt sich einen dummen Narren. Wie hatte er auch nur glauben können, dass das Leben ihn derart beschenkte? Er wusste nun, dass er sich dem Hochmut hingegeben hatte, und dafür wollte Gott ihn jetzt bestrafen! Am St. Veitsmarkt im Juni war sein Glück zu einem jähen Ende gekommen, und sein Schicksal war mehr als ungewiss.

Wieder und wieder spielte er in Gedanken den Tag des Jahrmarktes durch, an dem er zusammen mit dem Ratsherrn Johannes vom Berge festgenommen worden war. Die durch ihn dingfest gemachte Hexe Runa von Sandstedt sei zu Unrecht ins Verlies gesperrt worden, hieß es plötzlich, und er sei ein Betrüger. Daraufhin hatten der Vater der Hexe, Albert von Holdenstede, ihr Gemahl, Walther von Sandstedt, und sogar der Ratsnotar Johann Schinkel Beweise für ihre Unschuld und seine Schuld vorgebracht. Schlussendlich nahm man ihn fest und sperrte ihn ins Woltboten-Haus, in dem er noch immer einsaß.

Ja, es stimmte, dass er bei einem von drei Beweisen für Runas Schuld etwas nachgeholfen hatte, doch nur, um die schwachgläubigen Hamburger endlich aufzurütteln! Runa von Sandstedt war eine Hexe – davon war Everard nach wie vor überzeugt –, auch wenn

das Wunder, welches Gott an der Magd Johanna auf der Trostbrücke getan hatte, im Nachhinein angezweifelt wurde. Everard erinnerte sich noch genau. Inbrünstig, fast flehend, war sein Gebet um ein Wunder als Beweis für Runas Schuld zum Herrn im Himmel gewesen, und Gott hatte die stumme Magd plötzlich sprechen lassen. Ein jeder der damals Anwesenden hatte es mitbekommen, und viele waren ehrfürchtig auf die Knie gesunken. Dass jene Magd aber tatsächlich ein Mann und gar nicht stumm war, hatte niemand, auch nicht Everard, wissen können. Dennoch hielt ihn der Rat bis heute hier gefangen, wo er in Einsamkeit und Elend darbt.

Vielleicht war es ein Fehler gewesen, überhaupt nach Hamburg zu kommen, schoss es Everard wieder einmal durch den Kopf. Sein bescheidenes Leben als Pfarrer in einem friesischen Dorf war manches Mal schwer gewesen, doch hatte er seine Freiheit gehabt! Die bloße Gier hatte ihn nach Hamburg zu seinem Ziehsohn reisen lassen, nicht die Liebe, die Fürsorge, oder der Wunsch, wieder zueinander zu finden.

Dabei stünde ihm tatsächlich etwas von Walthers Reichtum zu, wie Everard fand. Ohne ihn wäre er schließlich gar nicht mehr am Leben. Schon kurz nach seiner Geburt hätte das Dasein des Jungen ein unschönes Ende gefunden, doch das wusste weder sein Ziehsohn noch sonst irgendwer aus dessen Familie. Everard hatte vor fünfunddreißig Jahren versprechen müssen, den Mund zu halten, als damals das winzige Bündel zu ihm gebracht worden war. Und mit diesem Versprechen war eine ansehnliche Belohnung einhergegangen, die Everard einige Jahre lang ein nettes Leben beschert hatte. Heute war von all dem nichts mehr übrig – außer dieser einen großen Lüge, die er sehr wahrscheinlich mit ins Grab nehmen würde.

Plötzlich wurde Everard aus seinen Gedanken gerissen. Hinter der schweren Tür, die ihn seit Wochen in seiner Freiheit beschnitt, erklangen klimpernde Geräusche. Schlüssel! Sofort war der Geistli-

che hellwach. Wie konnte das sein? Wasser und Brot hatte er doch schon bekommen. Es musste einen anderen Grund geben. Hoffnung keimte in ihm auf.

Der Woltbote stieß die Tür ganz auf und sah Everard von oben bis unten an. Er schmatzte ekelregend und mit offenem Mund. Scheinbar hatte auch er gerade etwas gegessen, doch Everard war sich bitter bewusst, dass es kein hartes Brot und brackiges Wasser gewesen war. In seinen Händen hielt er ein Seil.

»Los, doch. Bewegt Euch, Mann. Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«

Everard war verwirrt. »Bin ... ich frei?«

Der Woltbote lachte dröhnend auf und hielt sich den Bauch. »Frei? Euch ist das Wasser wohl nicht bekommen! Ich soll Euch die Hände fesseln und Euch ins Rathaus bringen. Und nun macht schon, Gesicht Richtung Wand, und Hände auf den Rücken. Und macht mir ja keine Scherereien, ich habe nämlich auch keine Probleme damit, Euch ohnmächtig ans Ziel zu schaffen.«

Everard verstand sofort und stellte sich umgehend mit dem Gesicht zur Wand. Danach wurde er wie ein Verbrecher von dem Woltboten durch die Stadt gestoßen, bis sie das Rathaus erreichten.

Der prächtige Bau, an dem vor Kurzem noch fleißig gearbeitet worden war, war endlich fertiggestellt, und alle störenden hölzernen Gerüste entfernt. Zu Recht stellte dieses großartige Bauwerk den ganzen Stolz der Hamburger dar. Die wie an einer Perlenkette aufgereihten Zwillingfenster waren verziert mit Bögen, auf denen ein kleeblattförmiges Steinmuster thronte. Die Außenwände schimmerten durch eine spezielle Behandlung der Steine bläulich und fesselten den Blick jedes Betrachters.

Als Everard sich nur einen Moment lang dem Staunen hingab und seinen Schritt verlangsamte, war die Folge ein grober Stoß in den Rücken, der ihn fast zu Fall brachte. Jeder Protest erstarb, als er das grimmige Gesicht des Mannes sah. So riss er seinen Blick los

und durchschritt gemeinsam mit dem Woltboten das links angeordnete Steinportal. Nur wenig später standen sie vor dem hölzernen Gehege, ein mit niedrigen Holzwänden abgetrennter Bereich, der ausschließlich den Herren des Rates zustand. Hier, um den mächtigen Tisch, saßen sie nach der Dauer ihrer Ratszugehörigkeit aufgereiht. An den Kopfenden hatten der Ratsnotar und die beiden Bürgermeister Platz genommen, von denen einer nun das Wort ergriff.

»Lass den Gefangenen eintreten, Woltbote. Du kannst jetzt gehen, deine Dienste werden heute nicht mehr gebraucht.«

Der Woltbote schaute einen Moment lang in Richtung des Bürgermeisters und fragte sich, was genau das heißen sollte, *deine Dienste werden heute nicht mehr gebraucht*? Musste der Gefangene denn nicht später wieder abgeholt werden? Er traute sich nicht zu fragen, verbeugte sich schließlich und verließ das Rathaus.

Everard war angespannt. Er blickte in die Gesichter jener Männer, die ihm vor Kurzem noch ihre Bewunderung und Glückwünsche zur Ergreifung der vermeintlichen Hexe ausgesprochen hatten. Henric Longhe, Folpert Krempe, Bertram von Hemechude, Hartwic von Erteneborg ... Nun, nach seiner Verhaftung, schauten sie ihn anders an. Nahezu verachtend! Was würde nun mit ihm geschehen? Würde man ihn vielleicht freilassen oder doch vor das Blutgericht des Rates stellen? Er sollte es gleich erfahren.

»Vater Everard«, begann Willekin Aios mit seiner tiefen Stimme zu sprechen. »Tretet näher!«

Everard tat, was ihm aufgetragen wurde.

»Es hat eine Entscheidung über Euer Schicksal gegeben. Nach reiflichen Überlegungen des Rates und einer Entscheidung Graf Gerhards II., die uns heute per Bote erreicht hat, steht nun fest, wie wir mit Euch verfahren werden.«

Der Geistliche trat von einem Bein auf das andere. Er zitterte vor Aufregung und Angst, doch er wollte sich seine Gefühle nicht

anmerken lassen. Schließlich war sein Anblick schon schmächtig genug.

»Zwar habt Ihr die Dame Runa von Sandstedt zu Unrecht beschuldigt, eine Hexe zu sein, worauf sie festgenommen und in ein Verlies gesperrt wurde, wo sie bei der Geburt ihres Kindes fast starb, doch wir gestehen Euch Folgendes zu: Das vermeintliche Wunder der plötzlich sprechenden stummen Magd, welches schlussendlich als Zustimmung Gottes im Hinblick auf die Verurteilung der Dame gegolten hat, stellte sich als Betrug heraus, der auch Euch nicht bekannt gewesen zu sein scheint. Folglich seid Ihr dieser Betrügerei selbst aufgesessen, was schließlich den Anstoß zu unserer Entscheidung gab.«

Everard hielt die Luft an. Die Worte des Bürgermeisters ließen ihn tatsächlich etwas Hoffnung schöpfen.

Willekin Aios nahm noch einmal den gräflichen Brief zur Hand, überflog die Zeilen und erzeugte dadurch eine furchtbar quälende Pause. Erst nach einer Weile legte er das Pergament wieder vor sich hin und sagte: »Der Graf und der Rat kommen damit überein, dass Ihr freigelassen werdet.«

Nach diesen Worten atmete Everard geräuschvoll aus – viel lauter, als er es gewollt hatte. Doch der Bürgermeister war noch nicht fertig.

»Da Ihr aber dennoch und ohne Zweifel Schändliches getan habt, werdet Ihr die Freiheit nur erlangen, wenn Ihr Euch auf eine Pilgerreise begeben ...«

»Eine Pilgerreise ...?«, fragte der Geistliche verwundert.

»Unterbrecht mich nicht!«, fuhr ihn der Bürgermeister an.

Everard hielt den Mund und hörte weiter zu.

»Diese Pilgerreise wird mit strengen Auflagen verbunden sein. Wir verlangen, dass Ihr Euch einer besonders beschwerlichen Reise zu widmen habt. Euer Ziel wird Rom sein, und Ihr habt auf dem Weg dorthin so viele Reliquien und heilige Orte zu besuchen, wie es möglich ist. Über Euren tatsächlichen Besuch die-

ser Stätten habt Ihr die üblichen Nachweise zu erbringen. Habt Ihr verstanden?»

»Ja, Bürgermeister«, gab Everard laut und kraftvoll zurück.

»Gut. Das war allerdings noch nicht alles«, ließ Aios verlauten. »Die vielleicht schwierigste Auflage wird Euch von Graf Gerhard II. selbst aufgetragen.« Der Bürgermeister schwieg einen Moment. Er hatte zwar kein Mitleid mit dem Geistlichen, doch er kam nicht umhin sich einzugestehen, dass diese Auflage tatsächlich sehr unbehaglich war. Die Gerissenheit des Grafen war seiner Meinung nach gleichermaßen zu bewundern und gering zu schätzen, denn der schlaue Fürst hatte die einmalige Möglichkeit genutzt, mit der Buß-Pilgerreise Everards auch seine Sünden abtragen zu können, ohne jedoch selbst pilgern zu müssen. Darum hatte er etwas angefordert, das dem Geistlichen äußerst viel abverlangen würde. »Ihr werdet einen Eid ablegen, durch den Ihr versprecht, an jedem heiligen Ort und vor jeder Reliquie Gebete für Graf Gerhard II. zu sprechen. Diese Gebete beginnen jeweils an der Stadtmauer und enden erst bei Erreichen des Ziels in der Stadt. Und sie sind in demütigster Haltung auszuführen – auf Euren Knien, egal wie weit der zurückzulegende Weg auch sein mag. Nehmt Ihr diese Buße an, Vater Everard, auf dass Ihr nach Eurer Rückkehr wieder ein freier Mann seid?«

Everard dachte nicht lang nach. Er hätte jedem Eid und jeder Buße zugestimmt, um nur nicht wieder ins Woltboten-Haus zu müssen. Dass er sich die finstere Kammer, in der es bloß Wasser und Brot gab, eines Tages regelrecht herbeisehnen würde, konnte er jetzt noch nicht ahnen. »Ja, ich werde den Eid ablegen, und ich werde die Reise antreten.«

Runa trat aus dem Palas der Burg Kiel. Sie war spät dran, und das Spektakel hatte bereits seit einer Stunde begonnen, dennoch wollte sie sich nicht beeilen. Nicht heute, wo sich doch alles um Heiterkeit und Frohsinn drehte. Sie sah sich um. Der Burghof war

nicht wiederzuerkennen. Schranken und Stände drängten sich an die Burgmauern, und überall sah man Menschen und Tiere. Es roch nach Pferden und ihrem Kot, nach Leder und den Feuern der Frauen, die darüber in dicken Kesseln das Essen für die vielen Besucher des Turniers köchelten und immer wieder volle Wassereimer aus dem Brunnen hochzogen. Weit mehr Schaulustige und Kämpfer als jeder vermutet hatte, waren gekommen. Kiel platzte aus allen Nähten.

Runa gefiel der Trubel. Schon immer hatte sie Märkte gemocht, Feste und alle Anlässe, an denen sich die Menschen drängten und es etwas zu gucken gab. Sie lächelte, als sie das Treiben beobachtete und zog sich dabei ihren Mantel enger um die Schultern, denn es war diesig und kühl an diesem Morgen. Tau benetzte alles und jeden, doch spätestens zur Mittagsstunde würde die Sonne wieder herauskommen und die Feuchtigkeit verdrängen – so war es die letzten Tage immer gewesen.

Erst als sie hinter sich ein gehetztes »Aus dem Weg« vernahm, sprang sie zur Seite und gab den Ausgang frei. Aus der Burg kamen zwei Mägde, die gemeinsam einen riesigen Kessel an seinen Henkeln trugen. Ihre Gesichter glänzten vor Schweiß und waren stark gerötet. Sie hatten sichtlich alle Hände voll zu tun, denn die Speisen mussten nicht bloß zubereitet, sondern auch noch zu dem Platz außerhalb der Stadtmauern gebracht werden, wo die Turnei-, Buhurt- und Tjost-Kämpfe stattfanden.

Runa blickte ihnen kurz nach. Die Frauen waren um ihre schwere Arbeit nicht zu beneiden. Umso glücklicher konnte sie selbst sich schätzen, dass dieses Schicksal so gar nichts mehr mit ihrem gemein hatte – auch wenn es ihr manches Mal schwerfiel, keinen Finger mehr krumm zu machen, seit sie auf der Burg wohnten. Das Gebrüll einiger Männer, die lautstark all ihre Kraft aufwendeten, um ein paar offensichtlich schwere Fässer zu stapeln, holte sie aus ihren Gedanken. Sie entschied, endlich Walther aufzusuchen. Sicher wartete er schon. So raffte sie ihre Röcke und

bahnte sich einen Weg durch die geschäftige Masse. Dabei ließ sie ihren Blick schweifen. Wenn sie sich nicht täuschte, müsste er noch irgendwo hier auf dem Burghof sein. In der Regel schaffte er es nämlich nie besonders weit, ohne dass man ihn aufhielt. Und auch Runa musste ein ums andere Mal stehenbleiben. Immer wieder ertönte neben ihr ein höflicher Gruß, den sie ebenso höflich erwiderte, wie jenen der Magd Christin.

»Genießt den Tag, Dame Runa!«, rief das grünäugige Mädchen, knickte vor ihr und ging darauf wieder ihres Weges.

»Das werde ich gewiss!«, antwortete Runa lächelnd. Mittlerweile waren ihr die Gesichter der Burgbewohner vertraut, und auch die Kieler hatten sich an die Fremden gewöhnt. Niemand schien sich an ihrem schnellen gesellschaftlichen Aufstieg zu stören – oder sie zeigten es nicht. Vielleicht lag es daran, dass sie Günstlinge des Grafenpaares waren, vielleicht aber waren die Kieler auch einfach weniger missgünstig als die Hamburger. Runa spürte zwar stets die Blicke der Menschen um sich herum, doch meinte sie, in ihnen vor allem Neugier zu erkennen. Anders als noch vor ein paar Wochen in Hamburg, hegte hier keiner offenkundig Groll gegen sie und Walther, eher das Gegenteil war der Fall. Schließlich hatte er doch den Frohmut zurück auf die Burg gebracht. Schon oft in den letzten Wochen hatte Runa versucht sich zu erinnern, wann sie sich das letzte Mal so geborgen und erwünscht gefühlt hatte – es war lange her. Viel klarer hingegen waren die Erinnerungen an die Zeit, da sie von den Hamburgern geächtet und schlussendlich sogar in das Verlies geworfen worden war. Noch immer übermannen sie die damaligen Bilder von Zeit zu Zeit.

Runa schritt über den Boden, der eigentlich der Burghof war, doch das ließ sich nur noch erahnen. Die vielen Feuerstellen hinterließen einen dichten Rauchschleier, der sich nur langsam lichtetete und dann auch gleich wieder aufzog. Das ununterbrochene Geplauder der Menschen um sie herum machte es unmöglich, Walthers Stimme herauszuhören. Kinder jagten hintereinander her

und schrien dabei mit ihren hohen Stimmen. Irgendwo bellte ein Hund. Runa blieb stehen und sah sich um. Es dauerte einen Moment, doch dann, neben einem mächtigen Gestell, das dem Aufhängen und Trocknen von Stockfisch diente, entdeckte sie endlich ihren Gemahl. Er stand inmitten einiger Männer. Sie unterhielten sich angeregt, und ihren Gesten nach zu urteilen, redeten sie über den Schwertkampf zu Pferd, was wahrlich nicht verwunderlich war. Welches andere Thema sollte es heute auch geben?

Als Walther seine Frau erblickte, entschuldigte er sich bei den Männern und ließ sie stehen. Die Augen auf die Dame seines Herzens gerichtet, kam er lächelnd auf Runa zu.

Sie sah es sofort: Er hatte diesen bestimmten Blick, der nur dann sein Gesicht zierte, wenn er gerade als Spielmann diente. In jenen Momenten war er ein anderer Mensch. »Seid begrüßt, teuerste und edelste aller anwesenden Damen.«

Runa ließ sich die Hand küssen und sagte grinsend: »Lass das nicht die Gräfin hören.«

»Ich bitte Euch, ein Blinder könnte sehen, dass Ihr bezaubernd wie der heutige Tau auf den morgendlichen Wiesen seid und Euer Antlitz so strahlend wie das der Sonne«, schmeichelte er übertrieben, wie er es von Zeit zu Zeit gerne tat. Dann kam er näher, so nah, dass nur Runa zu hören vermochte, was er sagte. »Ihr seid heute besonders schön, geliebte Gemahlin. Die Ritter müssen mich beneiden.«

Runas Grinsen verschwand – doch nur, um einem schmach tenden Ausdruck Platz zu machen. Sie versank in seinen Augen und merkte kaum, wie Walther ihre Hand nahm. Er legte sie sich auf seine Brust, wo sie sein Herz spüren konnte. Um sie herum wurde alles für einen Moment lang still. Sie hatte nur noch Augen und Ohren für ihn, wollte etwas erwidern, aber er brachte sie mit einem leisen »Scht!« zum Schweigen.

»Sagt nichts, Teuerste. Ich bin es, der immerzu reden sollte, um Euren Liebreiz zu preisen.«

Runa schmolz unter seinen übertriebenen Worten förmlich dahin. Sie konnte selbst kaum glauben, welche heftige Wirkung allein seine Stimme mittlerweile auf sie hatte. Nachdem die letzten Jahre geprägt waren von ihrer inneren Zerrissenheit zwischen der Liebe des einen Mannes und der ehelichen Verpflichtung gegenüber dem anderen, war ihr Blick heute wieder geschärft und ihr Herz gegenüber Walther rein. Johann Schinkel würde als Vater ihres Erstgeborenen zwar für alle Zeit einen Platz in ihren Gedanken haben, doch die brennende Liebe, die sie einst für ihn empfunden hatte, war endlich erloschen und die Bürde, die dadurch entstanden war, endlich abgeschüttelt. Heute liebte sie Walther, und er liebte sie – wie er es ohnehin seit eh und je getan hatte.

Noch immer ruhten Walthers Augen auf Runa, doch an seinem sich langsam verändernden Ausdruck konnte sie erkennen, dass nun der schmeichelnde Minnesänger verschwand und wieder ihr Gemahl vor ihr stand. Weniger süßredend, aber nicht weniger liebevoll fragte er sie: »Wo bist du gewesen, Liebste? Die Kämpfe haben längst begonnen.«

»Ich muss wohl die Zeit vergessen haben ...«, log sie, ohne rot zu werden. Die Wahrheit allerdings war, dass sie sich einfach nicht hatte entscheiden können, welches ihrer Kleider sie heute tragen wollte. Immer wieder musste die Magd ihr die Schnüre festziehen, nur um sie dann wieder zu öffnen und ihr aus dem Kleid zu helfen. Erst nach dem dritten Versuch war sie endlich mit ihrer Wahl zufrieden gewesen. Die Entscheidung war auf ein hellblaues Untergewand mit einer dunkelblauen verzierten Cotte darüber gefallen, die in der Taille von einem überlangen Gürtel gehalten wurde. Da es an diesem Morgen noch kühl war, hatte sie sich außerdem einen roten pelzgefütterten Surkot über die Schultern gelegt, dessen großzügig bemessenes Ende auf dem Boden schleifte. Ihr Haar war geflochten und unter einem Schleier mit kunstvollem Gebende versteckt. Runa fühlte sich wunderschön und begehrenswert, doch war sie sich gerade selbst nicht

mehr sicher, ob dies der feinen Kleidung oder den Worten ihres Gemahls geschuldet war.

»Lass uns gehen, Runa, den ersten Buhurt haben wir schon verpasst, aber das Tjosten müssen wir sehen.« Walther bot seiner Frau den Arm, und sie hakte sich unter. In diesem Moment ertönten auch schon laut die Trommeln und Trompeten vom Festplatz her, die das nächste Spiel ankündigten. Jubel war zu hören. Die Kie-ler konnten es nicht erwarten, den teils sehr weitgereisten Rittern beim Kräftemessen zuzusehen.

Seite an Seite verließen sie die Enge des Burghofs, doch sie kamen nicht weit. Als hätten sie sich abgesprochen, hielten beide bei dem Anblick, der sich ihnen von der nordöstlichen Erhebung aus bot, auf der die Burg stand, inne. Kiel lag nun vor ihnen. Es wirkte verschlafen, doch waren bloß die meisten Bürger schon beim Turnier.

Walther schaute die Burgstraße hinab, die geradewegs durch bis hin zum Marktplatz zur erhöhten Nikolaikirche führte. An normalen Tagen ging es hier zu dieser frühen Stunde schon sehr geschäftig zu – nicht so heute. Er sah das Rathaus, das Franziskanerkloster, den Hafen und natürlich das alles umgebende glitzernde Wasser, welches die fast runde Halbinsel so gut wie gänzlich umschloss. Als seine Augen aber Runa erfassten, verlor der Anblick der morgendlich schönen Stadt ihren Glanz.

Wie sehr er seine Gemahlin doch begehrte. Nichts hatte sich seit dem Tage ihrer Vermählung daran geändert. Nur einen einzigen Unterschied gab es heute – dass sie seine Liebe nun endlich auch erwiderte. Johann Schinkel gehörte der Vergangenheit an, und auch wenn ein kleiner unschuldiger Junge nun darunter leiden musste, dass sie beide jetzt glücklich waren, Walther war es das wert gewesen!

Entschlossen zog er Runa nun weiter – der Weg zum Festplatz war nicht weit. Sie wandten sich einmal nach rechts auf die Dänische Straße und noch ein zweites Mal, bis sie auf dem einzi-

gen Zugang Kiels auf dem Landwege waren, wo die Feierlichkeiten stattfanden. Schon von hier waren die Ausmaße des Spektakels sichtbar. Dicht an dicht standen die weißen Getelde, die Zelte der Ritter, geschmückt mit farbenfrohen Bannern davor, auf denen die Wappen der Sippen zu erkennen waren. Seit einer Woche schon reisten die Kämpfer mit ihren Gefolgen an. Sie waren den Ankündigungen der Boten Graf Johans II. gefolgt, die vor vier Wochen durchs Land geritten waren, um von dem Turnier zu verkünden. Mit der Versicherung des freien Geleits bis nach Kiel waren so viele gekommen, dass manche von ihnen gar auf die Wiesen weit außerhalb hatten ausweichen müssen. Nun war auch der letzte Platz belegt, und soweit das Auge reichte, sah man Knappen und Pagen in den Farben ihrer Herrschaft, die hastig umherliefen, um ihre Ritter und Grafen zufriedenzustellen. Edelste Rösser in bunten Gewändern wurden schnaubend und wiehernd umhergeführt, und immer wieder ertönten die lauten Hammerschläge der Schmiedemeister, die noch letzte Änderungen an den Rüstungen vornahmen oder ein loses Hufeisen befestigten. Doch nicht nur die Fremden waren geschmückt – auch die Kieler hatten ihre besten Kleider hervorgeholt. Jeder wollte zeigen was er besaß. Überall leuchtete es geradezu in den verschiedensten Rot-, Grün, Blau- und Gelbtönen, die nur den glänzenden Rüstungen der Turnierteilnehmer in ihrer Pracht nachstanden.

In der Mitte des Trubels waren zwei Kampfplätze mit Pfosten und Latten abgesteckt. Der rechte war eine freie Fläche für die Buhurt-Kämpfe, von denen gerade einer ausgetragen wurde. Die linke Fläche hatte der Länge nach eine hölzerne Abtrennung in der Mitte. Hier würden sich die Edlen später beim Tjost messen.

Schon von der Burg aus hatten Runa und Walther die unverwechselbaren Laute des Buhurts gehört, und hier, in unmittelbarer Nähe der Kämpfenden, war der Lärm ohrenbetäubend. Das Geräusch von Metall, das auf Metall trifft, erfüllte die Luft. Es waren unzählige Schwerter, die aufeinanderprallten, Hiebe, die pariert wurden, Klingen, die aneinander schliffen. Immer wieder ertönten

die Laute der teils erschöpften Schwertführer – sie gingen jedoch fast unter im Lärm, den die Waffen erzeugten. Doch so bedrohlich der Kampf auch auf den ersten Blick wirkte, es bestand nicht wirklich Gefahr. Der Buhurt diente vielen Männern eher als Übung. Die Lanzen und Schwerter waren stumpf, die Kämpfe blieben unblutig und fanden nach klaren Regeln statt, was unter anderem darin begründet lag, dass auf dem zweiten und dritten Laterankonzil festgelegt worden war, dass im Turnier gefallene Ritter nicht auf geweihtem Boden begraben werden durften. Erst später, beim Tjosten, wurde es gefährlicher.

Runa und Walther stellten sich hinter die dicht gedrängte Menge um den Kampfplatz und sahen eine Weile lang zu, doch sie waren zu spät gekommen und bekamen nur noch das Ende des Kampfes mit.

Als Graf Johann II., der mit seiner Gemahlin und der höfischen Gefolgschaft in einem hölzernen Aufbau mit zeltartigem Dach saß, die Hand hob, strichen Ritter und Knechte gleichermaßen die Waffen und nickten einander zu. Jubel brach aus. Wieder war eine Runde des Buhurts zu Ende. Die Kieler um den Kampfplatz waren begeistert, winkten übermütig und riefen laut die Namen der Edlen, die sie so königlich unterhielten.

»Hast du ihn schon gesehen?«, fragte Runa und reckte den Hals, um die Männer in den Rüstungen genauer beäugen zu können.

»Nein, noch nicht«, gab Walther zurück, der ebenso versuchte, an den Köpfen vor sich vorbeizuschauen.

»Nicht verwunderlich«, sagte Runa. »Für mich sehen die Männer in ihren Rüstungen alle gleich aus. Wie soll man da einen bestimmten ausmachen?«

»Du musst auf die Schilde schauen. Sein Wappen ... such nach dem Fisch ...«

In diesem Moment verließen die Ritter den Platz. Gleichzeitig betraten neue Kämpfer das Feld. Das Gedränge wurde größer und noch unübersichtlicher.

»Jetzt hat es erst recht keinen Sinn mehr«, schloss Walther und wandte sich Runa zu. »Lass uns besser zu den Getelden rübergehen. Wenn er noch dort ist, finden wir ihn sicher.«

Runa nickte und hakte sich bei ihrem Mann unter. Gemeinsam schafften sie es durch die Menge und über den mittlerweile vollkommen zertrampelten Boden, der durch den Morgentau auch noch immer feucht war. Kurz bedauerte Runa, ihren guten Surkot übergestreift zu haben, der jetzt immer wieder im Matsch hing, da sie ihre Hände brauchte, um sich an Walther festzuhalten. Dann aber wischte sie jeden Gedanken an ihre Kleidung fort und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die Suche nach ihrem Freund. Sie waren jetzt im Zeltlager der Ritter angekommen und schauten sich um. Soweit man sehen konnte, ragten die farbenprächtigen vorübergehenden Behausungen der Fremden in den Himmel – nur von den davor aufgerichteten Wappen an Höhe übertroffen. Dazwischen stieg Rauch aus kleinen Feuerstellen empor, die überall brannten. Schilde und Lanzen lehnten an den Wänden der Getelde, Knappen putzten eifrig die Rüstungen und ledernen Stiefel ihrer Herren. Es roch nach verbranntem Holz, nach dem modrigen Boden und nach den muffigen Fellen, mit denen die Zelte ausgelegt waren.

»Unglaublich, wie viele Leute gekommen sind. Mir war nicht klar, dass das Land so viele Ritter hat. Die meisten der Wappen habe ich noch nie in meinem Leben gesehen.«

Walther lachte über Runas kindliche Worte. »Man merkt, dass du noch nicht lange auf einer Burg lebst, Liebste. Du klingst wie eine Bäuerin.«

Gerade wollte Runa eine entrüstete Antwort geben, da unterbrach sie Walther mit einem lauten Ausruf.

»Da!«

Runa schaute in die Richtung, in die er zeigte. »Ich sehe nichts. Hast du sein Wappen gesehen?«

»Nein«, stieß Walther mit erschrockenem Blick aus. »Ich sehe unsere Tochter!«

»Was sagst du? Wo?«

»Schau zur Wiese, wo die Pferde stehen.«

Runa blickte in die Richtung, in die Walther gewiesen hatte, und sah Freyja sofort. Sie war gerade dabei, unter dem Zaun hindurch zu kriechen, um zu den von ihr so geliebten Pferden zu kommen. »Großer Gott! Walther, schnell!«

In diesem Augenblick war er auch schon losgerannt. Wenig später erreichte er die Sechsjährige und nahm sie hoch. »Freyja, bist du des Wahnsinns? Du kannst doch nicht einfach zu den Schlachtrössern auf die Wiese gehen!«

Mittlerweile war auch Runa bei den beiden angelangt. Überglücklich, noch rechtzeitig gekommen zu sein, schloss sie ihr Kind in die Arme. Nicht auszudenken, was alles hätte passieren können! Das Mädchen war einfach nicht mehr zu halten, wann immer es Pferde sah. »Wo ist deine Kinderfrau?«

Freyja senkte den Blick. »Ich bin fortgelaufen.«

»Schon wieder? Kannst du nicht mal einen Tag lang fügsam sein?«, tadelte Runa das Kind und hob den Zeigefinger. »Was wolltest du denn bloß auf der Wiese?«

»Ich wollte zu Kylon.«

Runa und Walther schauten gleichzeitig zu den Pferden und sahen weit hinten, in einem extra abgetrennten Stück Wiese, den auffällig gezeichneten Hengst Eccards.

Gegen seinen Willen musste Walther lachen. »Wir hätten vielleicht gleich unseren Pferde-Spürhund mitnehmen sollen, um Eccard zu finden.«

»Das ist nicht witzig...«, gab Runa halbherzig zurück, musste aber selbst lachen.

»Wo sein Hengst ist, kann dein Schwager ja nicht weit sein. Komm, wir suchen weiter.« Walther hob die überrascht quiet-schende Freyja mit einer schnellen Bewegung auf seine Schultern. Dann gingen sie in Richtung des Apfelschimmels. Nur wenige Mannslängen von dessen Auslauf entfernt, stand des Ritters Zelt.

Eccard saß in dem weit geöffneten Eingang und wischte bedächtig mit einem Tuch über sein glänzendes Schwert. Als er seine Freunde sah, erhob er sich lächelnd.

»Einen weiter entfernten Platz hast du wohl nicht gefunden, was?«, scherzte Walther und ergriff die Schulter Eccards, bevor sie sich umarmten.

»Wenn mir jemand gesagt hätte, dass sich hier das gesamte Land trifft, wäre ich schon eine Woche früher gekommen.«

In diesem Moment trat Margareta aus dem Geteld. Ihr feuerrotes Haar neuerdings unter einer Haube versteckt, sah sie ungewohnt herangereift aus.

»Margareta! Ich staune. Du wirst von Mal zu Mal schöner«, ließ Walther verlauten.

Runa stürmte auf sie zu. »Du bist mitgekommen? Das wusste ich ja gar nicht...!«

»Machst du Scherze, Schwester?«, fragte Margareta zwinkernd. »Ich bin nun eine Rittersgemahlin, da lasse ich mir doch ein Turnier nicht entgehen.«

»Warum hast du nichts gesagt?«

»Ich wollte dich überraschen.«

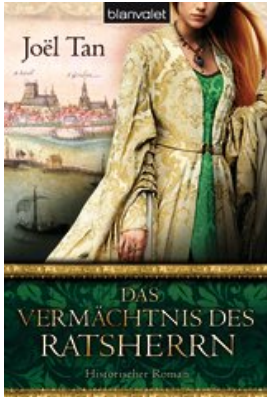
»Das ist dir gelungen!«

Die Halbschwestern umarmten sich so fest und innig, als hätten sie sich ewig nicht gesehen. Dabei war die Hochzeit von Eccard und Margareta erst sechs Wochen her.

Jetzt machte sich Freyja wieder bemerkbar und streckte die Arme nach ihrer Tante aus, die das Mädchen sogleich entgegennahm und herzte.

»Sie ist der Kinderfrau wieder einmal fortgerannt«, erklärte Runa mit einem tadelnden Blick in Freyjas Richtung. »Sobald sie Pferde sieht, ist sie nicht mehr zu halten. Von wem sie das hat, weiß ich nicht. Auf keinen Fall von mir.«

»Ha, ich verstehe dich. Der Ritt von der Riepenburg hierher kam mir ewig vor. Jeder Knochen tut mir weh, auch wenn mein



Joël Tan

Das Vermächtnis des Ratsherrn

Historischer Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 672 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38198-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2013

Schmökern, mitfiebern, eintauchen in eine vergangene Zeit

Hamburg, 1291: Den Schwestern Runa und Margareta war in der Vergangenheit Schreckliches widerfahren. Jetzt, an der Seite Ritter Eccards und unter gräflichem Schutz, halten Glück und Liebe wieder Einzug. Doch die ehemalige Ratsherrnfamilie ist nun zwei Herren verpflichtet, die einander hassen. Vom Wunsch nach Einigkeit geleitet, wagt einer von ihnen jedoch zu viel. Liebende sowie Eltern und Kinder werden entzweit, als weltliche und geistliche Fürsten einander bis aufs Blut bekämpfen. Erst ein Ablass, ein altes Geheimnis und ein schlechtes Gewissen sorgen dafür, dass für Runas Familie nichts mehr so sein wird, wie früher ...

 [Der Titel im Katalog](#)